



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 122.

Freitag, 25. Mai.

1928.

(28. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Dann aber beglich er seine Rechnung und verabschiedete sich hastig unter irgendeinem Vorwande.

Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er ertrug es einfach nicht länger, hier zu sitzen und gelassen mit anzuhören, wie der alte Herr hier gewissenhaft rapportierte, daß Bernt Yskem . . .

Rasch schritt der kleine Rennreiter die „Binden“ hinab und ließ sich von dem wühlenden Menschenstrom der abendlichen Friedrichstraße aufschlucken, als könne er so seinen Gedanken entfliehen.

Doch die blieben; die ließen sich nicht verschrecken; die wanderten auf lautlosen Sohlen neben ihm und flüsterten ihm ins Ohr:

„Verlaß ist auf dich, mein Junge? Nee — du bist ein Gefinnungslump, ein jämmerlicher Feigling!“

Er sah auf die Uhr. Halb zehn!

Flüchtig kam ihm die Idee, umzukehren, ins „Eiplanade-Theater“ zu gehen und sich bei Rena Vint melden zu lassen.

Wenn sie ihn empfang und er beichtete — bat noch nachträglich um Entschuldigung wegen seines indistinktablen Verhaltens damals im „Haus am See“ — ersand irgendeine glaubwürdige Erklärung . . .

Aber auf seine Feigheit obendrein noch eine Rüge setzen?!

Es war unmöglich. Und im übrigen wohl sowieso schon zu spät, weil sie über die damalige Begegnung sicherlich schon längst ihren Verlobten unterrichtet hatte.

So mit sich selbst zerfallen war der kleine Graf, daß er am liebsten sofort nach Potsdam zurückgefahren wäre, sich in seinen vier Wänden verkrochen und mit Rotwein und Kognak gewaltig alle Gedanken zur Ruhe gebracht hätte.

Auch diese Idee verwarf er.

Nee — mit solchen Nöckchen war ihm heute nicht zu helfen.

Da mußte man schon schärfer 'rangehen!

Und mit einmal wußte er:

„Regent-Klub!“

Ja, das würde helfen und über den moralischen Rahmenjammer weghelfen: Beim Carté oder Bac tour-nant hatte man keine Zeit, sich mit seinem Gewissen herumzuschlagen! Da hieß es: die Ohren steifhalten, damit diese scharfen Kavaliere und Hyänen im Frack einen nicht mit Eleganz über den Köpfel barbierten!

Und schon winkte er eine Autodroschke heran und ließ sich zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche fahren.

Die letzten paar hundert Meter Weges legte er zu Fuß zurück.

Doch als er sich dem feudalen Hause, darin der „Regent-Klub“ residierte, näherte —

Verflucht — was war denn das?

Der Bürgersteig beiderseits des Hauses belagert von einer Menge neugierig gaffenden Volkes. Sipos. Vor dem Eingang ein Lastauto.

Und eben — eben kamen durch das geöffnete Portal — jedesmal flankiert von Schutzpolizisten — Herren in Abenddreh und Frackmantel, Damen in seidenen Roben und Pelzen. Erstletterten unter den höhnischen Zurufen

des Publikums das Lastauto. Scharf schnitt die befehlsgewohnte Stimme des Sipoleutnants. Der schwere Kraftwagen ratterte ab.

Zögernd nur mit Lachen und aufgeregtem Schwätzen — verließ sich das Publikum.

Nur Axel Tramin verharrte noch auf seinem Plage. Ausgehoben!

Wie konnte das denkbar sein: — der „Regent-Klub“ ausgehoben wie eine Verbrecher-Kaschemme, obwohl er doch zu den vornehmsten und exklusivsten aller derartigen Unternehmungen gehörte?!

Nur selten hatte der Rennreiter sich hier sehen lassen, jedesmal von neuem jedoch den kultivierten Geschmack der Räume, die Korrektheit der übrigen Gäste, die Gepflegtheit des Tons und der Verkehrsformen als ungemein sympathisch empfunden.

Na — Nun war's zu Ende! Gute Nacht, Madrid! — wie man beim Kommisch sagte. Nun konnte er nach Zug und Recht beruhigt verschwinden.

Aber während er noch zögernd da stand und mit unwillkürlichem Interesse beobachtete, wie da oben im ersten Stock Fenster nach Fenster dunkel wurde — trat aus dem noch immer weit geöffneten Hausportal ein Mann auf die Straße hinaus, knöpfte den Mantel zu, wandte sich nach links und wollte an Axel Tramin vorüber.

Da erkannte ihn der Rennreiter.

Es war einer der Klubkafaien, der früher im Landwehr-Offizierkafino bedienstet gewesen, ehe er diese Stelle hier erhalten hatte.

„Guten Abend, Schröder!“ sagte er und trat aus dem bergenden Schatten des Baumes hervor.

Der Mann zuckte unwillkürlich erschrocken zusammen, stutzte, zog dann den Hut.

„Ah — Gott sei Dank! Ich dachte schon, die Polizei wolle nachträglich auch von mir etwas, obwohl ich doch nur meinen Dienst getan und mich um nichts weiter gekümmert habe. Aber nun sind es der Herr Graf!“

„Ja — ich wollte eben zu euch rauf. Da sah ich noch rechtzeitig, was sich abspielte. So 'ne Art Razzia wie in seligen Inflationszeiten. Heute passiert so was doch nur selten. Aber desto rätselhafter . . . Erklären Sie mir doch mal den Zusammenhang.“

„Das kann ich nicht, Herr Graf.“ Der Lafai war noch immer total fassungslos. „Mit einmal, als es klingelte und ich öffnete, standen die Sipos vor mir, drangen sofort ein, besetzten alle Ausgänge. Dann befahl der Leutnant den anwesenden Herrschaften, sich zu legitimieren. Alle konnten es — bis auf drei Damen und vier Herren. Die wurden abgeführt und mußten auf den Lastwagen.“

„Das hab' ich gesehen. Nur begreif' ich nicht — ihr hattet doch Konzeßion?“

„Eben!“ nickte der andere, während er, bescheiden an der linken Seite, neben dem Rennreiter die Straße hinabging. „Natürlich hatten wir Konzeßion. Es verkehrten doch bei uns auch nur Herrschaften aus den ersten Kreisen. Bis vor kurzem wenigstens. Im letzten Jahre, seit der Konful d'Arzilla den Klub gekauft hatte,

wurde das Publikum schlechter. Herr Graf kannten ja wohl auch den Konsul und Madame Trignard.

„Nur vom Hörensagen. Gesehen hab' ich sie nie. Weshalb fragen Sie?“

„Weil der Konsul verschwunden und Madame verhaftet ist.“

Axel Tramin hemmte überrascht den Schritt.

„Madame Trignard ist verhaftet? Wann und wo denn?“

„Heute in der Villa des Konsuls. Ihn selbst sucht man auch.“

„Weshalb denn?“

„Das weiß ich natürlich nicht. Es hat auch niemand zu fragen gewagt. Wir waren durch den plötzlichen Überfall ja auch alle wie verbiestert. Denn gerade heute hatte man uns allein gelassen. Weder der Konsul ließ sich im Klub sehen noch Madame Trignard. Nicht mal Herr Rowalt.“

„Nicht mal — wer?“ stieß der kleine Graf hervor.

„Herr Rowalt. Der Freund und Mitarbeiter von Herrn Konsul. Sonst kam er doch häufig. Erst gestern Abend war er im Klub. Heut' aber habe ich ihn nicht gesehen. Vielleicht ist er gleichfalls verhaftet.“

„Rowalt — Rowalt... ein Name, der doch, weiß Gott, nicht alltäglich ist. Hören Sie, Schröder — Sie müssen mir diesen Herrn Rowalt mal genau beschreiben. Der Mann interessiert mich.“

Er hörte gespannt zu. Dann nickte er verblüfft.

„Tatsächlich — stimmt. Und Oberzahlmeister war er?“

„Ich habe jedenfalls mal irgend so etwas gehört, Herr Graf.“

„Und haben sich nicht getäuscht.“

Axel Tramin zog seine Brieftasche und entnahm ihr einen Hundertmarkschein.

„Hier — für den ersten Schreck und weil Sie doch nun Ihre Stellung losgeworden sind. Denn da die Verhältnisse ziemlich undurchsichtig zu liegen scheinen, ist mit der Wiedereröffnung des „Regent-Klubs“ vorläufig wohl kaum zu rechnen.“

Der Sakai starrte wie benommen auf die Banknote, die der Rennreiter ihm in die Hand gedrückt.

„Und Herr Graf wollen mir wirklich diese hundert Mark...“

„Neben Sie nicht jodeln, Menschenkind, sondern freuen Sie sich. Danken brauchen Sie mir mit keinem Wort. Ich hab' ne Menge wieder gut zu machen. Nicht an Ihnen, sondern an ganz jemand anderem. Aber man muß das Schicksal auf jede Weise versöhnen. Darum auch — falls Sie inzwischen nichts anderes finden sollten, messen Sie sich im Laufe der nächsten Woche mal in meiner Potsdamer Privatwohnung. Dann wollen wir sehen, Ihnen irgendeine neue Position zu verschaffen.“

Er tippte mit dem Zeigefinger der Rechten gegen den Hut, wandte sich ab und überquerte den Damm.

Mit einmal hatte er es eilig.

Denn durch die Erwähnung des ehemaligen Oberzahlmeisters Horst Rowalt war all das, was er da oben im Klub gewaltjam hatte niederschlagen wollen, wieder vor seine Seele getreten. Und jetzt mit so zwingender Gewalt, daß er unbeirrbar fühlte:

Es gab kein Ausweichen länger. Man mußte handeln. Sofort. Ohne Zögern.

Auge in Auge eine Aussprache mit Bernt Nolem. Eine Beichte ablegen. Vater peccavi sagen. Zähne zusammengebissen — es half nichts!

Wo lag dies Rittergut Paulinenhof?

Bei Hanau — hatte der Geheimrat erwähnt.

Hanau? ... Ein Blick auf die Uhr ... Da mußte man noch den Frankfurter Nacht-D-Zug bekommen. Aber ohne jedes Gepäck? Ah was — gleichgültig! — Der Schweinehund in einem, mit dem man sich verbißten herumzuschlug, störte viel infamer als der Mangel an Toilettenutensilien, die man irgendwo morgen kaufen könnte.

Axel Tramin winkte die nächste leere Autobroschke heran.
(Fortf. folgt.)

Waldwunder.

Welcher Friede rings umher,
Stille in den Zweigen.
Wie ein Dom so traut und hehr
Steht der Wald im Schweigen.

Heilig tiefe Einsamkeit
Füllt die weiten Räume;
Durch das Land der Seligkeit
Wandeln stille Träume.

Schicksal, das verschollen war
Steigt aus Urgrundtiefen,
Wunder werden offenbar
Die verborgen schliefen.

Und von Menschen alter Zeit
Seh' ich mich umgeben;
Träume werden Wirklichkeit,
Totes scheint zu leben.

Mächtig will die Zauberpracht
Sanft dem Aug' entfliehen,
Bis die Schatten tiefer Nacht
Über's Traumland ziehen.

Wilhelm Lehnen.

Als Hausfrau im heiligen Lande.

Von Baronin Lutz.

Liebe Freunde — wir sind wie im Traum. Um uns ist alles Märchenland und die Wunder von Tausendundeiner Nacht sind für uns Wirklichkeit geworden. Dieses bekannte Schema für Postkarten „an die Lieben in der Heimat“ benutzten wir, so lange wir als Zuschauer durch die Strahlen des Orients wandelten und die wilde Ursprünglichkeit von oben herab betrachten durften. Aber wie anders mußten wir urteilen, als eines Tages die schöne Zeit des bloßen müßigen Betrachtens vorbei war und es hieß, selbst Hand anlegen und mittun, um unseren Haushalt in Gang zu setzen. Da zeigte sich schnell, wie eine bloß romantische Einstellung zu den Dingen den Menschen davon abhält, tiefer in die Wirklichkeit hereinzusehen und wie irreführend eine rein ästhetische Bewertung der fremdartigen Eindrücke ist. Im dicksten Innern des Lebens ist es ja oft weniger „schön“, aber wer gerade dort nicht mittut, wird überhaupt nie etwas Echtes erleben. Wir lernten schnell, wie wenig Aufrichtiges hinter der Lobpreisung der „guten alten Zeit“ steht. Und wie abwegig aller Tadel ist, der sich gegen die „entseelende“ Zivilisation richtet. Hier erlebten wir erschütternd den Konflikt zwischen der alten Märchenwelt und unserer modernen Technik, die aber vielleicht auch neue Märchenwelten in sich birgt. So kann ja Schmutz sehr „malerisch“ sein, aber ein anderes ist es, sein Leben zwischen Trillionen Fliegen zu verbringen, die noch dazu die furchtbare ansteckende Augenkrankheit, das Trachom, übertragen.

Die Sauberhaltung der Zimmer kann man natürlich sehr vereinfachen durch Fortlassen von allem nur irgendwie Entbehrlichem. Tapeten finden sich kaum. Die Wände sind getüncht, die Böden aus Fliesen oder Zement. Die Möbel auf das Nötigste eingeschränkt. All die unzähligen „Staubfänger“ einer europäischen Wirtschaft fehlen natürlich ganz. Also eine sogenannte „Gemütlichkeit“ ist etwas ganz Unbekanntes. Wir sind so unvorsichtig, eine eben erschlagene Fliege auf dem Steinfußboden liegen zu lassen. Sofort benagen sie Dutzende von Ameisen, die sich wie durch Zauber eingefunden haben. Offenbar haben einzelne patrouillierende Ameisen sich Hilstruppen geholt.

Das Wasser mangelt oft, besonders in der heißen Jahreszeit, denn das Land ist sehr arm an Wasser. Wir trinken ungekocht keinen Tropfen, selbst zum Mundreinigen verwenden wir sterilisiertes Wasser. Wer gut akklimatisiert ist und schon leuchtfester, ist oft weniger vorsichtig. Immerhin haben wir es meist mit Zitronenwasser zu tun, und in Jerusalem benutzt man heute die alten salomonischen Teiche, in denen sogar Wasserschlängen herumwimmeln. In Palästina wird das Wasser stark geschlort. Und der Chlorgeschmack durchdringt selbst Tee und Kaffee.

Wir gehen in die Basarstrahlen zum Einkauf. Wird uns das Tragen zu viel, so mieten wir uns ein Eselchen, das uns unsere Einkäufe nach Hause bringt. Das Schleppen wäre auch in der glühenden Hitze keine ganz leichte Arbeit. Eine Fülle von Gemüsen macht einen einladenden Eindruck. Die meisten davon und die Art ihrer Zubereitung ist uns fremd. In Massen findet man vorzügliche Gurken, in rohem oder gekochtem Zustand das Rationalesse. Weniger appetitlich sehen die Fleischerläden aus. Für alle einzelnen Tierteile gibt es Spezialisten. Läden mit Kalbbaunen, Läden mit Fäulen, und auch solche mit abgeschnittenen Köpfen, wo zahl-

lose gläserne Augen uns aus dem Fell noch anstarrten. Meist wird nur Hammelfleisch gegessen. Aber auch Geflügel, besonders Hühner, das massenhaft gezogen wird, ist eine ziemlich alltägliche Nahrung, und für das Menu eine rechte Aushilfe. Auf manchen Farmen im Lande wimmeln Hühner wie Spatenscharen. Solche leichte Nahrung ist für uns wichtig genug, denn hartnäckige Darmstörungen sind nichts seltenes. Störungen, die mit unseren gewöhnlichen Nahrungsmitteln nicht behebbar sind, sondern den Gebrauch von Silberchlorid verlangen. Wunderbar sind die Verfertiger von allerlei Süßigkeiten, Kuchen, Konfekten. Wir überwinden sehr bald den Abscheu und Ekel, der den Neuling überfällt. Wir verstehen, daß dieser Abscheu gar nicht allein daher rührt, daß es hier unsauberer ist als im Norden. Vielmehr ist vor allem der Städter ganz entwöhnt, den Prozeß der Herstellung von Nahrungsmitteln noch mit eigenen Augen zu sehen. Hier können wir die Herstellung aller Dinge, die zu unserem Leben gehören, bis in die Anfänge auf offener Straße beobachten. Und nach Methoden, die kaum anders sind als vor tausend Jahren. Wer aber gewohnt ist, seinen Bedarf aus den feinen Delikatessgeschäften zu decken, in appetitlichen Päckchen und Packungen, wer vielleicht nie den „Weg alles Fleisches“ vom Schlachthaus bis zum ff. Fleischwarengeschäft mitangesehen hat, dem vergeht vielleicht der Appetit. Wenn er überhaupt noch großen Appetit hat. Denn zum Glück vereinfacht die Glut die Sorge um das Essen ungemein. Wenn schon morgens im Schatten 40 Grad Celsius sind, und die Luft in der Sonne wie freßendes Feuer, dann denkt man nicht viel an Essen. Auch ist das Kochen kein Vergnügen. Denn der bequeme Gasföcher existiert hier nicht. Alles arbeitet mit einem Petroleumföcher, dessen üble Gerüche aus allen Häusern dringen.

Eine verhältnismäßig geringe Sorge ist die Wasche. Wir erhalten sie bereits am nächsten Tag für billiges Geld vorzüglich gereinigt zurück. Denn das Wäschetrodnen erfordert ja kaum eine Stunde bei dieser glühenden Hitze. Alles drängt zur Einfachheit, zur Genügsamkeit. Die schwere Sorge um elegante Kleidung fällt fast ganz fort. Es gibt nicht allzu viel Gelegenheit, sie zu zeigen. „Zerstreuungen“ und „Tanzees“ sind in dem Ernst des Landes fast unbekannt, und die vornehme Zurückhaltung ist für europäische Großstadtbegriffe fast unvorstellbar. Ein Nachleben kennt man nicht, wohl aber ist man gewohnt, sehr früh aufzustehen. Möchte man sich nun an eleganten Schaufenstern und netten Einkäufen erfreuen, so würde man bitter enttäuscht sein. Denn abgesehen von einigen kleinen Geschäften, die sich um das bekannte Hotel Allenby in Jerusalem gruppieren, und für unseren verwöhnten Geschmack kaum beachtenswert sind, gibt es im ganzen Land keine „Schaufenster“ und „Läden“. Nirgends auch findet sich ein Radio, und Sport ist kaum in den Anfängen vorhanden.

Die Bedürfnislosigkeit der arabischen Bevölkerung ist staunenerregend. Die Rolle der Frau ist dort noch immer eine ganz untergeordnete. Die Frau ist kaum mehr als eine Art Arbeitstier oder Padesel, und wird vom Araber je nach Bedarf, ganz unter solchen Gesichtspunkten gekauft. Trotzdem muß vor vorschnellem Urteilen über die arabische Welt gewarnt werden. Die einfache Bevölkerung macht einen starken und unverbrauchten Eindruck.

Wer also im heiligen Lande leben will, muß alle seine liebgewordenen Gewohnheiten hinter sich lassen, muß alles vergessen, was Luxus und Bequemlichkeit heißt. Denn dieses Land geht andere Wege als die übrige Welt.

Die Parabel vom Filterwerk.

Von Max Havel.

Ich kam einst in eine Stadt, durch die ein Fluß von schmutzgelber Farbe floss. Dieser Fluß trug viele Schiffe auf seinem Rücken, und die Menschen der Stadt und die Menschen auf den vielen Schiffen warfen allerlei Unrat und Abfall in den Fluß.

Nun wollte ich in jener Stadt ein Glas frischen Wassers trinken. Ich ging zur Leitung, drehte den Hahn auf — und ein klarer Strahl reinsten Wassers ergoß sich in mein Glas. Und das Wasser schmeckte vorzüglich.

Nun fragte ich einen Bewohner jener Stadt: „Woher habt ihr dieses ausgezeichnete Wasser? Denn hier sind keine Quellen und keine Alpen rundherum, die euch solches Wasser geben können!“ Und der Bewohner antwortete: „Das klare Wasser, das du da siehst, das gewinnen wir aus dem schmutzigen Fluße, der durch die Stadt fließt!“

Und ich staunte. Und der Bewohner sagte mir weiter: „Wir haben ein großes Filterwerk ganz nahe bei der Stadt. Und in diesem Filterwerk wird das schmutzige Wasser so lange gefiltert, bis es rein ist und gesund wie das reinste und gesündeste Alpenwasser. Und wenn du Bett und Lust

hast, kannst du dir dieses Filterwerk ansehen und an Ort und Stelle erfahren, wie das Schmutzwasser rein und gesund gemacht wird!“

Nun bin ich ein Mann, der die Wunder der Schöpfung und den Willen des Menschengeschlechtes verehrt. Und ich ging in das Filterwerk, und ein freundlicher Werkmeister gab mir anschaulichen Unterricht und erklärte mir alles: wie das Wasser von einem Schöpfwerk aus dem Fluße gepumpt und in vier Ablagerungsbehälter geleitet werde, um in diesen dann durch hinreichend langsames Überfließen von einem zum andern Behälter geklärt zu werden und wie dieser Klärungsprozeß durch Zusetzung von schwefelsaurer Tonerde noch besonders gefördert, wie das nun schon klare Wasser nach dieser Vorbehandlung in eine Chlorgas-Anlage geleitet und dort völlig keimfrei gemacht werde. Und wie es dann in die Sandfilter gelange und durch die in diesen befindlichen Sand- und Kieselröhren durchsichere und so geologisch von allen etwa noch schädlichen Keimen völlig gereinigt und trinkbar gemacht werde. Und wie es nach der Filtration zur absoluten Sicherheit neuerlich eine Chloranlage zu passieren habe und hierbei einen Chlorzusatz aufnehme, der seinen Geruch oder Geschmack aber nicht beeinträchtigt. Und wie das Wasser von einer staatlichen Gesundheitsbehörde täglich nachgeprüft werde und wie alles geschehe, um den Bewohnern der Stadt ein vollkommen klares und gesundes Wasser zu schaffen. Und wie die 20- bis 50 000 Keime, die ein Kubikzentimeter des Flußwassers enthalte, nach und nach völlig vernichtet werden, und wie der ganze Prozeß, der das Wasser durch 22 Filter führe, von welchen jedes eine Sandfläche von 7600 Quadratmeter einnehme, 20 bis 30 Stunden Zeit in Anspruch nehme. Und wie das Filterwerk die große Stadt täglich mit einer trinkbar klaren Wassermenge von rund 180 000 Kubikmeter versorge.

Und dann ging ich in ein Brunnenhaus und unweit des Brunnens wälzte der breite Fluß seine schmutzigen Fluten dem Meere zu. Und der Werkmeister stieg ein wenig in die Tiefe und schöpfte ein Glas voll kristallinen Wassers. Und trat aus dem Brunnenhaus und hob das Glas hoch. Und das klare Wasser glänzte im Licht. Und wenn es hätte sprechen können, dann würde es zu dem Fluße hinübergerufen und gesprochen haben: „Sieh mich in meiner Reine! Ich wurde aus dir gewonnen!“

Und ich dankte dem freundlichen Werkmeister und verehrte das Wunder der Schöpfung und den Willen des Menschengeschlechtes.

Und dann dachte ich an das Mysterium des Menschen. Wie er geboren wird und rein ist wie der Quell des Flusses am Ursprung. Und wie dann die Begebenheit des Lebens immer mehr und mehr Unreines und Unsauberes in sein Wesen trägt und wie Schmutz in ihn getan wird und wie er selbst sich beschmutzt durch Worte und Taten. Und wie sich das Schicksal an ihm auswirkt und wie er in Schuld gerät und in Sünde fällt und einer trüben Flut gleich wird, die ihren Weg trägt dahinfließt wie jener Fluß trübe durch die Stadt fließt.

Aber dann erhob ich meine Seele hoch über die Verzagtheit meiner Gedanken. Denn mir erschien ein Filterwerk, das instande sein würde, auch die dunkelste Flut zu erheben: mir erschien das himmlische Filterwerk Gottes. Denn wenn schon der Mensch auf Erden vermag, aus Schmutzwasser Kristallwasser zu machen, was sollte dann der weisheitsvollen Kraft unmöglich sein, die der Mensch nur ahnen, aber nicht begreifen kann?

Und ich sagte Mut. Denn wir werden gereinigt sein. Alle. Auch der Letzte unter uns. Gereinigt in den himmlischen Wässern der Gnade oder in den heiligen Feuern des Leidens.

Von der Wahrheit.

Von Richard Zoosmann.

Die Wahrheit zu sagen, ist oft so umständlich, daß man aus Bequemlichkeit eine Lüge daraus macht.

Solange die Welt eine Wahrheit nicht erkannt hat, wird diese eine Dummheit genannt.

Das Bedürfnis nach Wahrheit ist der Trieb in uns. In der Unmöglichkeit, sie zu erreichen, beruht unser Elend.

Die Wahrheit ist die einzige Fälschung, die immer in-
kognito reisen muß.

Es gibt ganz verwickelte Fälle, wo man lügen muß, um als Wahrheitsfreund zu gelten, statt die Wahrheit zu sagen und für einen Lügner gehalten zu werden.

* **Marie Diers: „Die fünf Stiftsfraulein“**. Roman. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36.) Fünf junge Mädchen, aus Kreisläusen stammend, bereiten sich im Stift fürs Leben vor. Mit feiner Beobachtung schildert die Verfasserin das Leben in der Pension, den von brüderlichen und ernsthaften Einzelheiten ausgefüllten Alltag, die typischen ersten Liebesabenteuer, das Reisen und Werden dieser in einem Bunde zusammengewürfelten Fünf. Und treffend ist die Zeichnung der Charaktere: hier Jugend, gewollt gedankenloses Draufgängertum, dort abgeklärtes, erprobtes Alter der im Tageslebenslauf abgekehrten Pensionsvorsteherin. — Und dann folgt der Abschied vom Stift. Eine jede der Fünf geht ihren eigenen Weg, will mutig das Leben angreifen. Wie die verschiedenen Temperamente wählen, wie sie sich mit den Konflikten und Härten abfinden und wie eine jede versucht, sich ihr Leben aufzubauen, das wird dem Leser mit starker Lebendigkeit vor Augen geführt.

* **Rudolf Haas: „Matthias Trieb“**. Die Geschichte eines verbummelten Studenten. (L. Staadmann, Verlag, Leipzig.) Der Verlag läßt in einmaligen, in Auflage von 20 000 Exemplaren hergestellten Sonderausgaben anerkannte zeitgenössische Autoren zu Worte kommen und bietet damit günstige Gelegenheit zur Anschaffung guter und billiger Bücher bei bester Ausstattung. In dem Entwicklungsroman „Matthias Trieb“ beleuchtet Rudolf Haas, der bekannte Sudetendeutsche Dichter das Geschehen und Getriebe in der Talmiswelt der problematischen Gestalten unserer Tage mit drastischer Schlagkraft und zeigt, wie wahrhaft freie Menschen immer wieder einen Weg in lichte Höhen finden.

* **Ulfel Sandemose: „Der Klabaubermann“**, übertragen von Niels Hoyer. (Safari-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35.) „Der Klabaubermann“ ist der See- und Abenteuerroman eines jungen Dänen, den Joh. B. Jensen in die Weltliteratur einführt und der ein Ehrenlegat vom dänischen Staat für diese Arbeit erhielt. Der Schauplatz des Romans ist das Segelschiff, das wochenlang unterwegs ist. Die Menschen auf dem Schiff sind der Vorwurf, den der Verfasser in dichterischer Größe gestaltet! Der alternde Kapitän, dem beim Tode seiner Frau, die er nie geliebt hat, ein unbändiger Lebenshungrer überkommt, der seine junge Pflanztochter heimlich an Bord entführt, sie verheiratet und schließlich zu seiner Frau macht, die Schiffsbesatzung, die die Frau ahnt, sich nach ihr verzehrt, sich in fesselloser Begeisterung auf sie stürzt und dann in scheuer Demut zurückweicht. Ein Drama, dichterisch wuchtig gesteigert der Untergang: ein Matrose ersticht den Kapitän und reißt die Frau an sich, die übrige Mannschaft, ein Körper mit einem Willen, steuert das Schiff auf die Klippen. Der Ausklang die alte Sage: die fluchbehaftete Seele des Kapitäns geht allzeit als Klabaubermann über die Meere. Sandemose schafft aus einer durch eigenes Seemannsleben gehärteten Lebensauffassung. Er sieht die Menschen nackt, die ihren eigenen primitiven Instinkten und ihrer Kraft leben und schildert sie in ihrer Unruhe, Leidenschaft und Sinnlichkeit.

* **Itafena: „Richter und Narr“**. (Verlag Meyer & Jessen, München.) Simson, der Held der Geschichte, ist nicht die sagenhafte Titanengestalt der Bibel, deren Schicksal sich in vorgeschriebenen Bahnen schrittweise der Erfüllung nähert, sondern ein Mensch von unmittelbarer Gegenwartigkeit. Bei den Philistern, deren überlegene Zivilisation und deren Frauen er liebt, deren militärische Zucht er neidvoll bewundert, ist er ein gutmütiger, oft humorvoller Gefelle, er erinnert an den Helden eines Volksbuches — eine Figur wie Gullenspiegel. Trotzdem ist er gleichzeitig der kühne Kämpfer um die Befreiung Kanaans vom Joch der ihm und seinem Volke verhassten philistäischen Eroberer. Dabei schwebt dem Dichter nicht ein aus der Phantasie gemaltes, mythisches Landschaftsbild vor, sondern aus liebevoller und gründlicher Kenntnis formt er Landschaft und Städte, das Leben und Kämpfe der Menschen aus unzähligen Einzelheiten zu einem genialen historisch-kulturellen Gesamtbild zusammen.

* **Colette: „Die Fesseln“**, Roman. (Paul Zsolnay, Verlag, Wien IV.) Es geht in diesem Buch um den höchsten, beständigsten Widerstreit im Leben der modernen Frau, um den Kampf zwischen Freiheit und Bindung. Renée Nord läßt über ihren Liebesverzicht, sie weiß, daß sie nicht geschaffen ist, für immer zu verzichten, sie fühlt in sich noch viel Liebeskraft und Lebensleidenschaft. Darum ist ihr der närrische Weise Maffieu, der sie gleich sich nur als Zuschauer des Lebens sehen will, unheimlich, und sie stürzt sich in das

Abenteuer mit Jean. Alles wird so klar und einfach durch die Liebe. Und wenn auch die große Liebe das große Leid bringt, da man den Geliebten wieder zu verlieren fürchtet — es ist doch das Leben, das Abenteuer, das glückliche Wunder: nicht Freiheit, sondern Bindung ist des Lebens Sinn.

* **S. G. Wells: „Der gestohlene Basilus und andere Geschichten“**. (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.) Bis zum Wahnwitz gesteigerte Phantasie, die sich mit leichter Ironie über den gesunden Menschenverstand hinwegsetzt, ist das besondere Kennzeichen dieser spannend geschriebenen Novellen, deren Unwahrscheinlichkeit aber kaum deutlich wird, weil die Dinge so wirklich geschildert sind, daß man sich beim Lesen immer wieder im Zweifel über das Mögliche und Unmögliche befindet.

* **Paul Morgan: „Stiefkind der Grazien“** mit 50 Zeichnungen von George G. Kobbé. (Universitas, Deutsche Verlags-G., Berlin W. 50.) Paul Morgan, auf Bühne und Brettl bekannt und beliebt, hat seine Erinnerungen, Erfahrungen, Erlebnisse gesammelt — und siehe da, er bewahrt sich in gleich hohem Grade als Schriftsteller. Schärfe des Blicks und geistreiche Formulierung lassen die Fülle des Erlebten, das er vor uns ausbreitet, auch wirklich interessant und amüsant werden. Da sind Stationen der eigenen Laufbahn, Bühnenerlebnisse, Reiseabenteuer, Schauspieleranekdoten, alltägliche und ungewöhnliche Ereignisse: ihre humorvolle Prägung verrät, daß die Kraft dieses wie jedes wahren Humors deshalb so groß ist, weil sie aus tieferen Quellen gespeist, weil sie von Menschenkenntnis, Lebenserfahrung, Erlebnisfähigkeit getragen wird.

* **„Der praktische Modellflieger“**. Das Bastelbuch für Modellflugzeugbau. Herausgegeben von Hanns Günther und Dr. Paul Hirsch, unter Mitarbeit von Ing. Erik Thiele. (Franz'sche Verlagshandlung, Stuttgart.) Kenntnis der Theorie und des Stoffes einer Sache ist die erste Voraussetzung für den folgerichtigen Aufbau einer Arbeit. Wenn der Modellflugzeugbastler nicht weiß, welchen Bedingungen der Flug, das Gleiten und Senken eines Flugzeuges unterliegt, dann ist das eine hirnlose Geschichte. Nach einem reinen Schema geht es nicht. Also lernen wir erst einmal die Ursache hinter den Wirkungen kennen: die physikalischen Verhältnisse der Luftströmungen, das Verhalten der Einzelteile dabei, die Mittel zur Überwindung der Schwerkraft, die Gesetze der Gleichgewichte, der Stabilität, der Festigkeit und Elastizität, bevor wir an die Konstruktion gehen. Diesen Gedanken setzt Hanns Günther, der Verfasser verschiedener ausgezeichnete Bastelbücher, in seinem neu bearbeiteten Buch „Der praktische Modellflieger“ durch. Allgemeinverständlich, d. h. ohne Vorausschaltung großer schulmäßiger Kenntnisse, gibt er eine gründliche Einführung in diese Gebiete, immer mit der nötigen Begründung und den für die Praxis möglichen Anwendungen. Dann aber geht er an die Ausführung. Auch hier gehen Besprechungen über Vor- und Nachteile der verwendbaren Bauelemente voraus. Darauf folgt der Bau der Einzelteile selbst: der Tragflächen, Motoren, der Führungsflächen, Propeller, des Fahrgestells und des Rumpfsbaues, jeweils auch der verschiedensten Systeme. Dem Zusammenfügen und den dabei sehr brauchbaren handwerksmäßigen Hinweisen aus den verschiedensten Arbeitsgebieten, die aber der Modellflugbastler wissen muß, widmet er mehrere Kapitel.

* **„Handwerksbuch“**, praktische Anleitung für die Bastlerwerkstatt, von Hans Vatter. Mit 181 Abbild. (Franz'sche Verlagshandlung in Stuttgart.) Dieses neue Buch von Hans Vatter, einem erfahrenen Bastler, gibt im Gegensatz zu bereits vorhandenen andern Büchern dieser Art nicht nur eine Schilderung der Werkstattpraxis, sondern vor allem auch Aufschluß über viele technische Fragen. In den einzelnen Abschnitten werden die Inneneinrichtung, das Handwerkszeug, die Rohmaterialien, die Werkstattpraxis, die verschiedenen Arbeitsmethoden und die Bearbeitung von Holz und Metall behandelt. Das Hauptziel des Buches, den Bastlern nicht nur das Handwerksmäßige zu vermitteln, sondern sie darüber hinaus zu geistiger und praktisch wertvoller Arbeit anzuregen, macht seinen hohen erzieherischen Wert aus.

— **„Über die Art, Musik zu hören“**. Von Siegfried Ochs. (Welt-Verlag, Berlin W. 57.) Von dieser kleinen Schrift, die bei ihrer ersten Ausgabe bereits an dieser Stelle rühmlichst erwähnt wurde, ist zum 70. Geburtstag des verdienten Autors — Pädagogen und Chordirigenten — soeben das 6.—8. Tausend erschienen, und wird als ein sicherer Weg zur näheren Erkenntnis der musikalischen Kunst auch jetzt wieder in allen Kreisen des Publikums freudig begrüßt werden!

O. D.